

WER IST EIN CHRIST?

Ein kurzer Gang durch die Kirchengeschichte

Auf den ersten Blick scheint diese Frage unspektakulär. Ein Christ ist ein Christ, also einer der an Jesus Christus glaubt und ihm nachfolgt. So einfach könnte das sein. Aber an der Fülle von Begriffen um den Christen herum wird deutlich, dass die Frage offensichtlich doch nicht ganz so leicht zu beantworten ist. Da gibt es Namenschristen, laue Christen und Scheinchristen. Es gibt nicht wiedergeborene Christen, wiedergeborene Christen und echt wiedergeborene Christen, so genannte „Glinuse“: Gläubige in unserem Sinn. Es gibt erweckte, bekehrte,

hingeebene, vollmächtige und viele weitere Varianten von Christen und Beinahe-Christen. Und dann treffen wir noch auf die zahllosen konfessionellen Unterscheidungen: evangelischer Christ, katholischer Christ, orthodoxer Christ – sind sie wirklich alle Christen? Wer so viel differenzieren muss, hat offensichtlich ein Problem. Es scheint gar nicht so leicht zu sein, einen Christen als Christen zu erkennen.

Auf der Suche nach der eigenen Identität

Nun könnte man der Auffassung sein, dass ein Blick in die ersten christlichen Gemeinden eine schnelle und einfache Antwort bereithalten müsste.

Wer sollte besser wissen, wer ein Christ ist als die ersten Christen? Aber das Neue Testament belehrt uns eines anderen. Die aus dem Judentum kommenden Jesunachfolger mussten erst lernen, sich überhaupt als Christen zu verstehen. Zunächst haben sie sich als Juden empfunden, die Christus als verheißenen und gekommenen Messias erlebten und nun in seine Nachfolge getreten waren. Erst die Auseinandersetzung mit ihren jüdischen Zeitgenossen und die für die meisten zunächst misstrauisch beäugte Ausweitung des Glaubens in die heidnische Umwelt gaben ihnen eine neue und eigene Identität: Sie wurden – zuerst in Antiochien und als Fremdbezeichnung! – Christen genannt (Apostelgeschichte 11,26). Langsam wurde klar: Jude ist Jude und Christ ist Christ. Die Spannung zwischen judenchristlichen und heidenchristlichen Gemeinden ließ schnell die Frage aufkommen, wer ein „echter“ Christ ist. Die hitzig geführte Debatte der Apostel brachte im Endergebnis die Einsicht, dass allein der Glaube an Jesus Christus konstituierend für das Christsein sein kann. Die Einhaltung jüdischer Sitten ist kein verpflichtendes Glaubensmerkmal aller, auch und besonders nicht der aus dem Heidentum kommenden Glaubenden (15,1-21). Dass man in der ersten Chris-



Foto: SFC, fotolia.de

tenheit auch Namenschristentum kannte oder wie beispielsweise Jakobus um eine im Alltag nachweisbare Glaubenspraxis rang (Jakobus 2,17: *Glaube ohne Werke ist tot!*), ändert nichts an der Tatsache, dass Christen an ihrem Glauben an Jesus Christus und ihrer Hingabe an ihn schnell und eindeutig zu erkennen waren.

Klare Grenzen

An dieser Situation änderte sich in den ersten drei Jahrhunderten zunächst wenig. Weil der römische Staat Christen immer stärker unter Druck setzte und dann ab 250 n. Chr. in drei großen Verfolgungswellen reichsweit bedrohte, musste man schon sehr genau wissen, ob und warum man Christ werden bzw. bleiben wollte. Die Konfrontation führte zu einer klaren Identität: Christen sind Menschen, die der Lehre dieses am Kreuz hingerichteten Jesus von Nazareth folgen, sich auf seinen Namen taufen lassen, dadurch einen gegenüber der Gesellschaft erkennbar anderen Lebensstil führen; sie sind zur Not bereit, dies mit dem Opfer ihres Lebens zu besiegeln. Dem Problem falscher Lehre und mangelndem Glaubensverständnis trat man durch eine Probezeit vor der Gemeindeaufnahme,

durch Katechumenen-Unterricht und ein Glaubensbekenntnis, das bei der Taufe abzulegen war, entgegen. Die anschließende erstmalige Teilnahme am Abendmahl markierte augenfällig, dass jemand nun als wahrhaftiger Christ gelten konnte. Irrlehrer wie der selbst ernannte Endzeitprophet Montanus aus dem 2. Jahrhundert wurden aus der Gemeinde ausgeschlossen; ihre Lehre und Praxis disqualifizierte sie als wahre Christen.

Die Kraft der Sakramente

Der Schock, dass viele Christen während der großen Verfolgungen ihren Glauben verleugnet hatten, und die Tatsache, dass es mit der Anerkennung des Christentums durch Kaiser Konstantin im Jahr 313 ungefährlich, ja sogar opportun geworden war, sich als Christ zu bekennen, fingen an, die Situation deutlich zu verändern. Die Maßstäbe für das Christsein wurden gelockert. Die äußere Zugehörigkeit zur Kirche gewann gegenüber der inneren festen Verwurzelung im Glauben zunehmend mehr an Bedeutung. Gestützt wurde diese Entwicklung durch ein verändertes Verständnis des Sakraments. Die bloße Teilnahme an Taufe und Abendmahl genügte, um am göttlichen

Gnadenstrom Anteil zu haben. Deshalb konnten nun endgültig auch Kinder getauft werden. Abgesehen von der Missionstau- fe an Erwachsenen markierte somit die Kindertaufe den Anfang des Christseins. Es folgten die spätere Belehrung, die beim Einzelnen zu ganz unterschiedlicher Intensi- tät der Hingabe an Christus führen konnte und häufig in Namenschristentum endete, und die Teilnahme am gottesdienstlichen und sakramentalen Geschehen. Diese be- dauerliche Entwicklung hin zu einem immer größeren Anteil an Namenschristen wurde von vielen mit großer Sorge verfolgt und mit Eifer bekämpft. Viele Frustrierte son- derten sich in monchischen Gemeinschaften ab, um wenigstens dort ein „echtes“ Christ- sein leben zu können. Aufzuhalten war der allgemeine Trend aber nicht mehr. Der Kirchenvater Augustin stellt daher Anfang des 5. Jahrhunderts realistisch fest, dass die sichtbare Kirche Jesu ein nicht zu entmi- schendes Gemenge aus wahren Christen und Namenschristen darstellt.

Im Schoß der Kirche

Die katholische Theologie und Praxis im Mittelalter baut auf diesen Veränderungen nach der so genannten Konstantinischen

Wende auf. Die von daher entwickelte Lehre der Taufwiedergeburt erklärt jeden zum Christen und zum Träger des Heiligen Geistes, der die Taufe empfangen hat. Eine persönliche Hinkehr zu Gott und die Unterordnung unter seine Gebote und Ordnungen sind zwar wichtig, aber eben kein primäres, sondern sekundäres Kennzeichen des Christseins. Die bloße Zugehörigkeit zur Kirche und die gehorsame Unterordnung unter ihre Autorität gewinnen in der Praxis mehr Bedeutung als der persönliche Glaubensvollzug. Auch wenn die meisten germanischen Völker über die Gefolgschaftstreue zu ihren Herrschern mehr oder weniger freiwillig zum Christentum übertraten, zeigt die besonders von Karl dem Großen praktizierte Zwangstaufe, dass Christsein nicht mehr Endpunkt in einem persönlichen und freiwilligen Entscheidungsprozess ist, sondern ein äußerer Akt der Unterordnung. Es ist deshalb richtig, an dieser Stelle nicht von Evangelisation, sondern von Christianisierung zu sprechen. Die frühe katholische Mission hat die Praxis der Zwangstaufe – nicht ohne Protest auch aus den eigenen Reihen – dann im 16. Jahrhundert in überseeischen Kolonien eingesetzt. Auf diese Weise wurden beispielsweise in Lateinamerika binnen kürzester Zeit Menschen massenweise zu „Christen gemacht“. Die mittelalterliche Kirche ging davon aus, dass jeder Getaufte als Christ zu betrachten ist. Er kann ein guter oder ein schlechter Christ sein, er kann zur Reinigung des unzulänglichen Lebens lange Zeit im Fegefeuer verbringen müssen oder am Ende sogar sein Seelenheil verlieren. Wenn er aber getauft ist und sich der Kirche und mit ihrem sakramentalen System unterordnet, ist er zunächst als Christenmensch anzusprechen. Auch wenn sich die katholische Kirche seit jener Zeit in vieler Hinsicht deutlich verändert hat, hält sie bis heute an der Lehre der Taufwiedergeburt fest. Die Faktizität des Christseins steht nicht in Frage, über die Qualität des Christseins kann gesprochen werden.

Der Glaube macht's

„Wer ist ein Christ?“ Diese Frage beherrscht auch die Auseinandersetzungen

der Reformationszeit. In Ablehnung des katholischen Sakramentsbegriffs erklärt Martin Luther den Glauben des Einzelnen zum wesentlichen Faktor der Christwerdung. Die bloße Teilnahme am Sakrament macht noch keinen Christen. Erst der Glaube, der die von Gott angebotene Gnade bewusst ergreift, ermöglicht die von Gott geschenkte Rechtfertigung und das neue Leben. Wer diesen Glauben weigert, ist ein Namenschrist, der keinen Anteil am göttlichen Heil besitzt. Damit wertet Luther die innere Zugehörigkeit zu Christus höher als die formale Zugehörigkeit zur Kirche und gibt dem von Gott geweckten persönlichen Glauben wieder seine neutestamentliche Vorrangstellung. In der Praxis musste Luther am Ende seines Lebens allerdings ernüchternd feststellen, dass auch viele Protestanten ein veräußerlichtes Christsein führten und sich ebenso fälschlich auf die Selbst-Wirksamkeit der Sakramente stützten wie die katholischen Altgläubigen. Er klagt: „Gebt mir eine Hand voll Menschen, die mit Ernst Christen sein wollen.“

Glaube und Taufe

Diesem Ziel näher kommen wollte die Täuferbewegung, die gleichzeitig mit und als Kind der Reformation entstand und der es inhaltlich weniger um die Taufe, sondern um die reine, d. h. aus tatsächlich Glaubenden bestehende Gemeinde ging. Die Inkonsequenz, persönlichen und willentlichen Glauben für das Christsein verbindlich zu erklären und gleichzeitig an der Kindertaufe festzuhalten, sowie die in der Praxis meist fehlende Gemeindezucht und Abgrenzung zu Namenschristen führten zu einem neuen Ansatz: Ein Christ ist ein Mensch, der auf die Gnade Gottes bewusst und willentlich mit Glauben antwortet und dies zusätzlich durch das Bekenntnis der Glaubenstaufe nach außen hin bezeugt. Ein solcher Mensch gliedert sich in die Gemeinschaft der Heiligen ein und lebt ein erneuertes Leben, das durch Kirchenzucht hinterfragbar ist. Die Reformatoren lehnten dieses Verständnis des Christseins ab, weil sie in der Glaubenstaufe einen Angriff auf die alleinige Gnade Gottes sahen und sie vor allem ein Auseinanderfallen der Ge-

sellschaft in Erwachsene getaufte Christen und ungetaufte erwachsene Nicht-Christen befürchteten – eine für die damalige Zeit beängstigende, für uns heute selbstverständliche Vorstellung. Orthodoxe Kreise des Luthertums griffen die problematische Lehre der Taufwiedergeburt daher später wieder auf und definierten Christsein erneut vom Kern her von der durch die Kindertaufe empfangenen Mitgliedschaft an der Kirche. Diese Auffassung ist bis heute in der Evangelischen Kirche zu finden und wurde in der jüngsten gemeinsamen Erklärung der Lutherischen Kirchen mit der Katholischen Kirche als gemeinsame Basis festgehalten.

Die Wiederentdeckung der Wiedergeburt

Einen Neuanfang in der Frage, wer als Christ anzusehen sei, brachten die innerkirchliche Erneuerungsbewegung des Pietismus im 17. und 18. Jahrhundert und die Erweckungsbewegungen im 19. Jahrhundert. Das Unbehagen über die oberflächliche Kirchenfrömmigkeit und der aufkommende Individualismus ließen die Frage nach einer ernsthaften Bekehrung aufkommen. Philipp Jakob Spener erklärte, dass man nur durch eine Bekehrung und die daraufhin von Gott geschenkte Wiedergeburt zum Christen würde. Von seinem eigenen Erleben geprägt, formulierte August Hermann Francke die klassische Bekehrungstheologie des Pietismus und der Erweckung. Zu einer Bekehrung gehören 1. Sündenerkenntnis 2. Buße bzw. Bußkampf, 3. Ergebung an Gott, 4. Heilsgewissheit, 5. überschwängliche Freude. Strittig war, wie intensiv Buße und Bußkampf zu denken waren. Graf Nikolaus Ludwig von Zinzendorf hielt auch eine „Minuten-Bekehrung“ für möglich, die keine lange Zeit des inneren Ringens erforderte, sondern auch eine plötzliche und spontane Hinkehr zu Christus für möglich ansah. Strittig war ebenfalls die Frage, ob diese Bekehrung auf ein genaues Datum fixierbar sein musste oder ob sie auch den Endpunkt eines längeren und unauffälligeren Prozesses darstellen konnte. Fest stand auf alle Fälle: Ein Christ ist ein Mensch, der eine bewusste Bekehrung erlebt und die von Gott geschenkte Wie-

dergeburt erfahren hat. Die Anerkennung der Kindertaufe oder die Forderung einer auf die Bekehrung folgenden Glaubenstaufe ändert nichts an der Tatsache, dass das Christenleben mit der Bekehrung seinen Anfang genommen hat.

Der große Aufbruch: born again

Die folgenden Erweckungsbewegungen des 19. Jahrhunderts und die heutige evangelikale Bewegung haben das im Pietismus formulierte Bekehrungsverständnis im Wesentlichen aufgegriffen. Die „Großen“ wie Moody, Finney, Spurgeon, Graham sind Zeugen einer Predigt, die zur Bekehrung aufruft und ein „born again“ (wiedergeboren) als Anfang des Christseins vor Augen malt. In Freikirchen ist es üblich, die bezeugte Bekehrung (nicht notwendig auch die vollzogene Glaubenstaufe) als Voraussetzung einer Gemeinademitgliedschaft zu erwarten. In Statistiken evangelikaler Prägung (z. B. in Johnson: „Gebet für die Welt“) wird die Zahl der Christen folglich in zwei unterschiedlichen Ziffern gemessen: Wiedergeborene, evangelikale und damit „echte“ Christen und nominelle Christen, die zwar äußerlich einer christlichen Kirche angehören, aber (vermutlich) keine Wiedergeburt erlebt haben und daher „Ziele“ missionarischer Arbeit sind. Auch die Pfingstkirchen haben dieses pietistische Bekehrungsverständnis übernommen; allerdings halten die klassischen Gruppierungen dieser Bewegung eine nachfolgende zweite Erfahrung – meist „second blessing“ (zweiter Segen) oder „Geistestaufe“ oder „Völlige Heiligung“ genannt – für nötig, in der die Fülle des Heiligen Geistes einen durch seine Bekehrung aber schon tatsächlichen Christen erst in eine höhere Stufe der Vollkommenheit und Vollmacht führt.

„Wer immer strebsam sich bemüht ...“

Diesem pietistisch-evangelikalen Begriff des Christseins wird von verschiedenen Seiten widersprochen. Die offizielle Theologie der Großkirchen vertritt in der Regel eine Theologie der Taufwiedergeburt oder

erklärt die Taufe in irgendeiner Form doch als Beginn des Christseins, auch wenn die Taufe nur als eine Art „Gutschein“ verstanden wird, der später vom Heranreifenden eingelöst werden muss. Außerdem wird seit der Aufklärung des 18. Jahrhunderts die christliche Ethik in den Vordergrund gestellt, sodass Christsein wesentlich am Bemühen um ein „anständiges Leben“ gemessen wird. Für Lessing war das Ringen um Wahrheit wichtiger als die Wahrheit selbst und „dogmatische Spitzfindigkeiten“ wie auch die Lehre von Bekehrung und Wiedergeburt verstellten nur den Blick für die eigentliche Aufgabe des „wahren“ Christentums: die Veredlung des Menschengeschlechts. Goethe konnte deshalb jeden erlösen, der sich „strebsam bemüht“, und das Bürgertum des 19. Jahrhunderts erklärte jeden zum Christen, der an einen guten Vatergott glaubte, anständig lebte, sich für Volk und Vaterland einsetzte und ansonsten alle religiöse Extreme mied. Die moderne Soziologie, die den Wahrheitsgehalt einer Weltanschauung nicht bewertet, sieht in jedem Menschen einen Christen, der sich dem christlichen Wertesystem verpflichtet und/oder sich einer christlichen Benennung zugehörig weiß. In einer Zeit verfallender Werte und eines „Kampfes der Kulturen“ freue ich mich allerdings auch als evangelikal geprägter Christ über jeden Menschen, der seine christlichen Grundwerte in unsere Gesellschaft einbringt. Gleichzeitig wünsche ich ihm, dass er durch eine persönliche Gotteserfahrung zum Christusnachfolger und damit zum eigentlichen Christsein findet. Dankbar bin ich, dass Gott mich in meinen Unzulänglichkeiten als Christ dennoch liebt und dass nicht ich, sondern er entscheidet, wer zu ihm gehört. Das bewahrt mich vor vorschnellen Urteilen und vor Überheblichkeit. Gott allein kennt die Herzen aller!

Wolfgang Klippert



Wolfgang Klippert ist Lehrer für Kirchengeschichte, Neues Testament und Homiletik an der Bibelschule Wiedenest. Er ist verheiratet mit Dominique, die beiden haben zwei Kinder.

